

Joanna King

Vier
Schwestern

Roman

Aus dem Englischen von
Juliane Zaubitzer

mare

Doch das stimmte nicht. Sie kannte ihn nicht. Sie nannte ihn beim Namen, konnte jedoch nicht sehen, hören, fühlen, was der Mensch *Adrian* für mich war.

»Stimmt nicht«, sagte ich. »Das nennt man sich mit zu wenig zufriedengeben.«

Womit ich ihre Beziehung mit Sam meinte. Obwohl er auf seine Weise großzügig und liebevoll war, zog er es absolut nicht in Betracht, irgendwelche Maßnahmen zu ergreifen, um ihr das Kind zu schenken, das sie sich bisher vergeblich wünschte. Rose hatte erzählt, wie er sich vor dem Gespräch drückte, sauer wurde und behauptete, für ein Kind wäre kein Platz in ihrem Leben.

»Das war echt fies.« Sie wusste genau, was ich gemeint hatte.

»Tut mir leid, tut mir wirklich leid. Aber was du mir sagst, ist auch ganz schön hart. Du glaubst, ich hab's vermässelt, weil ich mitgespielt habe. Dass, wenn es je die Chance auf eine richtige Beziehung gab, der Zug jetzt abgefahren ist.«

»Woher soll ich das wissen? Woher willst du das wissen, wenn du es nicht ausprobierst? Sag Adrian einfach ins Gesicht, was du willst. Sag, ich will dich ganz. Oder gar nicht.«

»Muss ich das verlangen? Ich werde ihm nicht drohen. Er sollte aus freien Stücken kommen. Das tut er aber nicht. Bisher. Sie ist zehn. Seine Tochter.«

Rose wusste das. »Ich frage mich, ob er zu Hause einen auf glückliche Familie macht«, sagte sie. »Du denkst, er ist dort unglücklich, aber du weißt es nicht, du möchtest es gern glauben. Kauf dir eine Drohne. Spionier ihm nach. Du musst dir darüber klar werden, welchen Stellenwert du in seinem Leben hast.«

»Er muss sich darüber klar werden, welchen Stellenwert *wir* in seinem Leben haben.«

»Achtzehn Monate. Vielleicht ist er einfach ein totaler Schwindler, und du willst es gar nicht herausfinden.«

»Tja, dann wäre ich wohl ein totaler Idiot.«

Ein gewelltes goldenes Blatt von der mächtigen Platane, in deren Schatten unser Tisch stand, fiel so langsam herab, als würde es an einem Faden durch die warme Luft gezogen, alle Zeit der Welt für Anmut. Doch das plötzliche Gefühl der Einsamkeit versetzte mir einen Stich. Monatelang hatte Rose mir zugestimmt, dass es nur angemessen war, Adrian und mir etwas Zeit zu geben, dass er sein Leben nicht ändern würde, bevor wir einander besser kannten.

Und jetzt diese plötzliche Kehrtwendung.

»Du musst dir klarmachen, wo du in seiner Nahrungskette stehst«, sagte sie und stieß mit dem Knie gegen den Tisch, sodass wir unsere Wassergläser auffangen mussten. »Jeder steht irgendwo in den Nahrungsketten der anderen, und vielleicht ist er schwach und gierig und nimmt einfach alles, was er kriegen kann.«

Sie war meine Zweifel leid, vielleicht langweilte ich sie sogar, doch sie wollte nicht zugeben, dass ihre Ungeduld so einen banalen Grund hatte, und griff Adrian deshalb an.

»Zeugt es von Schwäche und Gier, dass man es sich gründlich überlegt, ob man einem Kind das Zuhause nimmt?«

Ohne zu antworten, überlegte sie einen Moment. Keiner von uns würde so tun, als

könne man einen Vater, der seine Familie verließ, auf ein paar Charakterfehler reduzieren. Und ich war mir sicher: Das Zuhause, das Adrian für sein Kind geschaffen hatte, unterschied sich deutlich von der Atmosphäre der fliegenden Gläser und des strafenden Schweigens, die wir »verloren« hatten. Er war alles andere als feindselig. Seine eigenen Eltern waren zusammengeblieben, »süchtig danach, sich gegenseitig das Leben zu versauen«, wie er es formuliert hatte, und von diesem Verhalten hatte er für den Rest seines Lebens genug.

»Blöde Worte, oder? Schwäche, Stärke – manchmal weiß man nicht, was was ist«, lenkte sie ein, verlangte die Rechnung und ging die Straße hinunter, ihr fließendes Kleid locker schwingend, ihre Bewegungen wie immer stakatohaft, als würde ihr Körper nicht richtig zu ihr gehören.

Ich schrieb ihr eine SMS, dass es mir leidtat, wie unser Gespräch gelaufen war, und dass sie bitte schnell zum Abendessen kommen sollte, und wischte dann den Staub des Tages vom Plastiktisch. Haig kam nach draußen, in seiner Hand das Buch, das er auf dem Sofa gelesen hatte.

»Wir sollten einen Ausflug in die Berge machen«, sagte er. »Da oben gibt es faszinierendes Zeug, wenn ich diese beschissene Übersetzung richtig interpretiere. Es gab einen weiblichen Geheimkult oder so was. Man kann die alten Steine noch sehen.«

»Ja, ich habe es überflogen. Rose will die italienische Originalausgabe besorgen.«

»Hier steht, wo die Steine ungefähr liegen. Wahrscheinlich könnte sie uns hinführen.«

Als ich ihm das Büchlein abnahm, trat Ngaio zu uns.

»Was ist so faszinierend an diesem Buch?«, fragte sie und drückte Haig eine Salami und ein Küchenbrett in die Hand. »Mach dich bitte nützlich«, sagte sie zu ihm.

»Steinvulven«, sagte ich und betrachtete die aufgeschlagene Zeichnung. »Oben in den Bergen. Willst du sie ansehen?«

»Nicht vor dem Abendessen«, sagte sie. »Klingt nicht sehr appetitlich.«

Jess kam mit Oliven, Gläsern, Wein.

»Sie wurden verehrt. *Ihr* wurdet verehrt«, sagte Haig und beugte sich über mich, um Ngaio flüchtig auf den Mund zu küssen. »Wilde Geschichte.«

Von seinem Körper ging ein schwacher, frischer Schweißgeruch aus. Später sah ich, wie sie sich umarmten, wie sie ihre Beine um ihn schlang. Es war völlig normal, aber ich musste daran denken, wie übel mir immer geworden war, wenn unsere Eltern Zärtlichkeiten austauschten. Diese seltenen Umarmungen nach ihren heftigen Auseinandersetzungen waren mir immer wie ein Trick vorgekommen. Es ging über meinen kindlichen Verstand, dass in der Asche Nähe aufflammen konnte, während meine pyromanischen Eltern noch darüber stritten, wer das Feuer gelegt hatte.

»Der Frauenkult. Das ist mein Spezialgebiet«, sagte Jess und streckte mir die Hand entgegen, damit ich ihr das Buch gab.

»Moment, da gibt es auch Hinkelsteine«, sagte Haig. »Jede Menge phallische Präsenz da oben in den Bergen. Zum Zaubern gehören immer zwei.«

Ich hielt den Plastiktisch fest, während er die Salami schnitt, und der strenge Geruch

nach Knoblauch und Fett und geräuchertem Fleisch überdeckte seinen männlichen.

Jess beugte sich vor und nahm eine Scheibe.

»Du bist nervös, weil du nicht wahrhaben willst, dass es Frauen waren, die zuerst angebetet wurden«, sagte sie zu ihm. Sie biss in die Wurst, grub ihre Zähne in das rosa Fleisch. Das Abendlicht schimmerte auf ihrem Haar, auf der speziellen Nacktheit weißer Haut. Ich konnte kleine Fleisch- und Fettstücke in ihrem feuchten, rotlippigen Mund erkennen. »Davor fürchtet ihr Kerle euch doch seit Jahrtausenden. Vor der Urgewalt. Vor uns.« Sie schlug das Buch gegen ihre üppige Brust.

»Nee, nee, schon seit Lehmhüttenzeiten nicht mehr«, sagte er. »Danach habt ihr es uns so leicht gemacht, euch zu unterdrücken, dass es fast peinlich ist.«

Jess lachte so schrill auf, dass es Ngaios und meinen Protest im Keim erstickte.

»Die Zeiten ändern sich«, sagte Jess. »Du wirst schon sehen. Aber es wird euch gefallen. Entspannt euch einfach und betet uns an. Das ist es doch, was Männer sich heimlich wünschen. Sie sind überfordert. In fünfzig Jahren wird die Gesellschaft eine vollkommen andere sein. Eure Zeit ist vorbei. Jetzt sind wir wieder dran.«

»Wieso denke ich nur, dass sich dadurch nichts verbessern wird?«, sagte ich.

»Schwer zu sagen«, meinte Jess sarkastisch. »Aber wenn Frauen nicht wollen, dass andere Frauen an die Spitze kommen, sollten sie sich mal fragen, warum. Nach all den Kämpfen, die wir geführt haben, ist das eine Dolchstoß-Einstellung.«

»Dolchstoß? Überhaupt nicht! Es ist einfach die Erkenntnis, dass Frauen genauso fehlbar sind wie Männer, genauso unheimlich«, sagte ich. »Wer kann ernsthaft glauben, dass wir irgendwie überlegene Wesen sind und die Welt verbessern werden? Das ist doch albern.«

»Bist du etwa gegen Frauenpower? Was hast du davon, dagegen zu sein, dass andere Frauen erfolgreich sind? Na los, frag dich das mal.«

»Ich bin nicht gegen Gleichberechtigung. Ich bin gegen Mystifikation. Es hat in der Geschichte schon weibliche Machthaber gegeben. Wie gut waren die, wenn es um Glück und Frieden ging? Keinen Deut besser als alle anderen.«

Haig lachte. »Verbreitet Liebe und Frieden, Mädels, Liebe und Frieden. Ich sehe es schon vor mir, wenn ich euch zwei so höre.«

»Ich behaupte ja nicht, dass wir Zauberkräfte haben«, sagte Jess mit ihrer eindringlichen Gerichtssaalstimme.

»Obwohl du es gern würdest«, sagte ich, in der Hoffnung, sie damit zu ärgern. Der Kontrollzwang, den sie ausstrahlte, löste in mir den Wunsch nach Chaos aus.

»Würde ich nicht! Ich sage nur, hörst du, dass wissenschaftlich erwiesen ist, dass Männer und Frauen unterschiedlich funktionieren. Alte matriarchalische Strukturen waren sehr, sehr stabil.«

»Und stinklangweilig«, sagte ich. »Lehmhüttenlangweilig buchstäblich.«

Sie ignorierte mich. »Und was die menschliche Gesellschaft momentan vor allem braucht, sind Stabilisatoren.«

Sie verpasste ihnen ein lang gezogenes »o«, ihren *Stabilisatooren*, und vollführte mit

ihrem schweren weißen Arm eine ausgedehnte Bewegung in Richtung des vertrockneten Rasens unter dem Balkon und zurück zu sich selbst, in einem Kreis, der die Zukunft der Menschheit umfasste, die sie sich selbst zweifellos formen sah. Sie hatte sich als Anwältin einen Namen gemacht, indem sie Datenschutz- oder Umweltfälle von öffentlichem Interesse angenommen hatte, und war eine »Persönlichkeit« geworden. Ihre Begeisterung für diese Rolle wurde nur von der für ihren Sohn übertroffen, für den allein schon die Zukunft des Planeten gerettet werden musste.

»Da hast du recht«, sagte Haig. »Was die Stabilisatoren angeht. Wo man auch hinschaut, haben wir zu wenig davon.«

»Und das ist ein Frauending?«, sagte ich. »Das glaube ich nicht. Denkt nur an die Frau, von der Rose erzählt hat, die in ihrem Video, Isabella. Sie war brillant, sie hatte Macht, viel Macht, aber sie war sicher nicht ausgleichender als andere, was auch immer das überhaupt heißt. Sie hat Kriege geführt. Es gibt kein einziges Beispiel für eine Herrscherin, die irgendwie anders war.«

»Das ist doch kein Argument. Im Italien der Renaissance musste man Kriege führen«, sagte Jess.

»Und Frauen, die heutzutage an der Macht sind, müssen das nicht? Das ist doch Wunschdenken.«

»Ich spreche ...«, sagte sie, »ich spreche von schrittweiser Veränderung. Tief greifender Veränderung. Mentaler Veränderung. Während Frauen immer mehr Macht erhalten. Allgemeine Macht. Jedes Ende von Unterdrückung bringt Erleichterung. Und die Unterdrückung der Frau war enorm, *enorm*, sage ich euch, deshalb wird deren Ende offenkundig, *offenkundig* eine große Wirkung haben.«

»Nur dass Frauen auch nur Menschen sind – dieselbe Unzuverlässigkeit wie Männer, nur in anderer Verpackung.«

»Kann es sein, dass du von dir selbst redest?«, fragte sie.

Ich ließ den vergifteten Pfeil vorbeizischen.

»Die Frauen in Rose' Geschichte waren ziemlich beeindruckend«, sagte Ngai. »Welche war es noch, die mit dem Ehemann gevögelt hat, mit Isabellas Mann?«

»Lucrezia Borgia«, sagte ich. »Ihre Schwägerin. Auch eine einflussreiche Frau.«

»Isabella war bildschön, wie eine Märchenprinzessin. Rose hat mir die Abbildung eines Gemäldes gezeigt. Aber wo sie auftauchte, herrschten Mord und Chaos.«

»Schöner Stabilisator«, sagte ich.

»Man kann nicht nach der damaligen Zeit urteilen«, sagte Jess. »Nach dem, was Rose erzählt hat, wurde sie wie ein Wanderpokal verheiratet. Jedenfalls glaube ich nicht, dass solche Aspekte wichtig sind, auch wenn Rose sich dafür interessiert. Diese Isabella ist unabhängig davon eine unglaubliche Frau gewesen, sie kannte alle bedeutenden Persönlichkeiten ihrer Zeit. Ihre Ehe und diese andere Kreatur sollten nur Fußnoten sein.«

»Im Video ist sie den anderen ebenbürtig«, sagte ich. »Rose möchte, dass sich die Frauen gegenseitig durch die leeren Räume jagen. Der Mann ist nur eine Reflexion in diesen riesigen Wandspiegeln.«

»Und was soll uns das sagen?«, fragte Jess verächtlich. Sie fand Rose' kreative Projekte im Vergleich zu Sams Brillanz trivial.

»Geschlechter und Konkurrenz«, sagte ich und erkannte sofort, dass ich Rose' Idee nicht gerecht geworden war.

»Tja, wie originell«, sagte sie. »Niemand ist je darauf gekommen, dass es da einen Zusammenhang geben könnte. Endlich hat das mal jemand erkannt.«

»Ja«, sagte ich. »Und die Wahrheit ist, dass die Menschen sich nicht ändern. Damals dasselbe, heute dasselbe; Männer, Frauen, dasselbe. Wenn es um Macht geht.«

»Was meinst du mit *dasselbe*? Ist die Welt dieselbe wie damals, als diese Frauen gelebt haben? Sie ist nicht dieselbe wie zu der Zeit, als diese Steine hier gemeißelt wurden«, sagte Jess und fuchtelte mit dem Buch herum. »Du redest oberflächlichen Quatsch. Es findet ein massiver Wandel statt, und dabei geht es um Frauen, und das wird die Welt zweifellos verändern.«

»Nur zu«, sagte Haig. »Ich hätte nichts dagegen, wenn ich dann zu sehen bekäme, wie Sam vor Rose auf die Knie geht und ihr die Sandalen küsst.«

»Na ja, um das zu bewirken, bräuchte es wohl wirklich Zauberei«, sagte Jess.

»Irgendwie habe ich das Gefühl, unser Sam wusste, dass er sich nicht den Che Guevara der Frauenbewegung ausgesucht hat«, sagte Ngaio.

Sehr witzig. Ich stimmte nicht in die allgemeine Heiterkeit ein. Wo sie Unterwürfigkeit sahen, sah ich Rose Zuflucht vor dem Sturm suchen, der in ihr selbst tobte.

»Komm schon, Pokerface«, sagte Haig zu mir, »nimm nicht alles so ernst. Rose kriegt, was sie will, sonst wäre sie nicht mit ihm zusammen.«

»Was für eine schlichte Sichtweise«, sagte Jess.

»Wenn das in den Bergen ein Fruchtbarkeitskult ist, hat sie uns vielleicht deshalb hergebracht«, sagte Ngaio.

Rose kann keine Kinder kriegen. Was für eine dämliche Pointe.

»Das ist nicht lustig«, sagte ich.

»Tut mir leid, tut mir leid.« Sie legte eine Hand über ihren Mund und nahm sie dann wieder weg, um auf etwas zu zeigen.

Der Mann aus der Erdgeschosswohnung war im Garten unter uns aufgetaucht. Er redete leidenschaftlich auf jemanden außerhalb unseres Blickfeldes ein. Ich schnappte das Wort *macchina* auf. Was auch immer mit seinem Auto passiert war, es schien, dem Takt seiner Stimme und den abgehackten Gesten nach, nichts Gutes zu sein. Er blickte auf, entdeckte uns, kam näher und sprach uns betont langsam an, wobei sein Blick zwischen unseren Gesichtern hin und her wanderte, um zu sehen, ob wir ihn verstanden.

Ich sagte: »*Macchina?*«, und erhielt zur Antwort ein »*Sí, sí*« und einen Schwall Italienisch, weit jenseits meines Sprachführer-Niveaus. Das zu mir nach oben gewandte Gesicht war von klassischer Schönheit: volles, gelocktes Haar über einer hohen Stirn, ein sanft gerundetes Kinn, das ohne die markante Nase und den Mund fast feminin gewirkt hätte. Schön, aber für mich ohne Reiz, da es nichts von Adrians schmaler, blasser Intensität besaß, der Linie seiner fein gezogenen Lippen, dieser eigentümlichen Vertiefung der Stirn